

Gerd Krumeich

## Kriegsfront – Heimatfront

Je totaler der Krieg, desto mehr wird auch die Heimat zur Front. Der Erste Weltkrieg war insofern sicher noch kein totaler Krieg. Die Bemühungen um eine vollständige Mobilisierung der wirtschaftlichen und menschlichen Ressourcen, etwa im sogenannten Hindenburgprogramm von 1916, blieben nur Stückwerk. Von totaler Propaganda, auch staatlichem Terror, kann im Ersten Weltkrieg eigentlich noch keine Rede sein. Die Zivilbevölkerung wurde gemeinhin vor dem Beschuß der Städte und Dörfer evakuiert. Kampfzone und Hinterland blieben im Grunde deutlich unterschieden. Ernst Jüngers lakonisches Diktum aus dem Jahre 1930 (!), daß der Krieg im Felde steckengeblieben sei und daß erst der nächste sich der Städte annehmen werde, hat sich auf schreckliche Weise bewahrheitet. Gleichwohl: Im zeitgenössischen Empfinden und in vielen Ländern noch heute bleibt dieser Krieg wegen seiner Dauer, wegen seiner räumlichen Ausdehnung, wegen seiner Intensität in wirtschaftlicher, technischer und intellektueller Hinsicht und nicht zuletzt wegen der zahllosen Opfer unter den Soldaten der „große Krieg“, „the Great War“, „la Grande Guerre“.

Ein wesentlicher Aspekt dieser Steigerung war die Entstehung einer sogenannten Heimatfront, der „home front“, der „front de l’arrière“. Hier wurde für den Krieg konstruiert und produziert, aber auch gesungen, gedichtet, gebetet – und gelogen. Wie aber wirkte sich die Dauerhaftigkeit des Krieges auf das Empfinden und Verhalten der Bevölkerung aus? Wie sah jenes Phänomen genau aus, das in der neueren Forschung als die Veralltäglicdung („Banalisierung“) des Krieges gefaßt wird? Wie waren die Verlaufs- und Verhaltensformen der Kriegsalltäglichkeit? Wie konnte mit sekundären Sinnstiftungen aller Art immer wieder Loyalität erzeugt werden? Diese Probleme der „Innenansicht eines Krieges“ (Ernst Johann) wurden bislang selten systematisch angegangen, obwohl sie zentral für eine Mentalitätengeschichte des Ersten Weltkriegs sind.

„Heimatfront“ als emphatische begriffliche Neuschöpfung der Kriegspropaganda selber entstanden, zieht zur Unterstützung – und zur Abgrenzung – stets eine andere schon zeitgenössische Wortneubildung nach sich, die der „Kriegsfront“. Diese ist dort, wo sich der Krieg trotz allem vorwiegend ereignete, an der „Ostfront“ und der „Westfront“. Die Beziehungen zwischen Front und Heimat waren äußerst komplex: „Liebesgaben“, wie sie aus der Heimat zunächst überschwenglich an die Front geschickt wurden, konnten beizeiten auch ihren Weg in die Heimat nehmen, um dort die wachsende Not zu lindern. Die Erlebnis- und Vorstellungswelt von „Front“ und „Heimat“ trat immer weiter auseinander. Das „Kriegserleben“ der „Frontsoldaten“ – ebenfalls eine bemerkenswerte Wortschöpfung des Krieges – blieb der „Heimat“ nur insofern kommensurabel, als es

auch und oft aus Routinearbeiten wie Schanzen, Bäume fällen, Blockhäuser bauen, Kleidung säubern und Schuhe reparieren bestand. Von der existentiellen Dimension des Kriegererlebnisses, dem Überleben eines Bajonettangriffs etwa, dem Ausharren unter Dauerbeschuß, dem Anblick gräßlicher Verstümmelungen und der nie nachlassenden Angst, davon zeugen relativ wenige Soldatenbriefe. Die Zensur trug das ihre dazu bei, daß dieses ohnehin kaum in Worte zu fassende Erleben des Krieges gemeinhin nur in schablonenhafter – bzw. auch chiffrierter – Form den Angehörigen mitgeteilt werden konnte. Die spätere „Frontkämpfer“-Literatur hat die so erwachsene Fremdheit stets betont. Insofern gibt es keinen Unterschied zwischen Beumelburg und Remarque. Die Entfremdung zwischen Front und Heimat konnte jedoch auch auf vielfältige Weise durchbrochen werden, denn Fluchtpunkt des soldatischen Denkens und Fühlens blieb die Heimat. Gleichwohl ist der Frontsoldaten-Mythos nicht von ungefähr entstanden. Mit Fortdauer des Krieges mußten sich die Soldaten in diesem mental „einrichten“ und neue Formen der soldatischen Soziabilität und Kommunikation entwickeln, welche tatsächlich deutlich von denen des „Hinterlandes“ unterschieden waren.

Die Beiträge dieser Sektion gehen die skizzierten Grundprobleme auf vielfältige Weise an, und es wäre vermessen, die einzelnen Forschungsergebnisse hier über einen Kamm zu scheren. Aber die jeweils in den Blick genommene konkrete Wirklichkeit – sei es diejenige eines Ortes, einzelner Berufs- und Sozialgruppen, auch einzelner Personen im Krieg – ist in ihrer Vielfalt geeignet, strukturell Wichtiges sichtbar zu machen, den oben skizzierten allgemeinen Problemen konkreten Inhalt zu geben. Die folgende Übersicht beschränkt sich darauf, einige wichtige Problemstellungen aus den jeweiligen Beiträgen ohne Anspruch auf jeweils inhaltliche Vollständigkeit zu nennen. Die Hauptkriterien der Zusammenstellung sind: die Heimat als Front – die Front als Heimat – oder aber die Infragestellung eben dieser Dichotomie.

## 1. Die Heimat als Front?

Das sogenannte Augusterlebnis spielt in mehreren Beiträgen eine Rolle, insbesondere in der Arbeit von Christian Geinitz und Uta Hinz über das südbadische Augusterlebnis. Die Untersuchung beschränkt sich dabei nicht auf ortsgeschichtliche Exemplifizierung allgemeiner Befunde. Sie vertritt das weitgesteckte Programm einer „dezentralen“ Geschichtsschreibung, d.h. vor allem der empirischen Kontrolle und Anreicherung allgemeiner Beobachtungen auf einem regionalen Untersuchungsfeld. „Vor Ort“, besonders in einer Region, in der die Menschen wissen, daß unter Umständen der Krieg sich auf ihren eigenen Straßen und Feldern abspielen wird, bekommt das allgemeinpolitische Konstrukt der „Lokalisierung“ des Krieges eine emphatisch andere Bedeutung als im Munde der Berliner Politiker. Nicht das europäische Machtkalkül wird dabei thematisiert,

sondern das ganz konkrete Verlangen, der Heimat den Krieg zu ersparen. Auch der Befund einer Stimmungsvielfalt zwischen Euphorie und Kriegsfurcht, die in das einmündet, was immer noch zu häufig als sorgloses „Augusterlebnis“ skizziert wird, wird hier eher als emotionales Sicherheitsventil verstanden. Die Auflösung der Krise durch die deutsche Kriegserklärung wurde dabei weithin wie ein Gewitter nach unerträglicher Schwüle empfunden, wie eine Erlösung aus stärkster emotionaler Anspannung, eine Stimmung, die den überwiegenden Notwehr-Topos und Verteidigungs-Konsens, auch das große Vertrauen in die Regierung, erklärlich macht.

Die hieraus erwachsende Solidarität und Hilfsbereitschaft wird unter anderem in dem Beitrag von Elke Koch am Heilbronner Beispiel exemplifiziert, wo sich meines Erachtens sehr deutlich allgemeine Tendenzen aus einem einzigen regionalen Beispiel erschließen lassen. Interessant ist wohl vor allem die dargestellte Mischung aus administrativ eingeübter, im Ernstfall aber durchaus chaotischer „Liebestätigkeit“, von der Verfasserin als „Ansturm auf eine nützliche Tätigkeit“ charakterisiert. Darüber hinaus kann Elke Koch einige wesentliche Elemente der Organisation der „Heimatfront“ über den ganzen Krieg hinweg unter der Fragestellung der oft behaupteten Emanzipation der Frau im Weltkrieg herausstellen: Die Organisation der Rot-Kreuz-Tätigkeit am konkreten Heilbronner Fall, die Abdrängung der hilfsbereiten, aber nicht zur Krankenhilfe ausgebildeten Frauen auf „Socken stricken“ als Instrument sowohl der Integration als auch der Sinnstiftung in einer mit Kriegsdauer immer prekärer werdenden städtischen Solidargemeinschaft; schließlich die quantitativ geringe, wenngleich strukturell nicht unbedeutende Weiterführung von aus der Kriegszeit erwachsenen öffentlichen Betreuungsfunktionen durch „Hausfrauen“ auch in der Nachkriegszeit.

Exakt dem Thema des „Lichts“ ist der Beitrag von Gundula Bavendamm gewidmet, welcher den Auswirkungen moderner Militärtechnik bzw. Technikvorstellungen auf die Kriegssensibilität der Zivilbevölkerung nachgeht. Die Einbeziehung der Zivilbevölkerung in den Krieg – die Heimat als Front – wird in der Entwicklung spezifischer Formen von Gerüchten und Spionenangst besonders deutlich. In Paris wandten sich in einer großen Anzahl von Fällen Bürger an die Behörden, um auf die Beobachtung von Lichtzeichen hinzuweisen, die sie von der Spionagetätigkeit von Nachbarn u. a. in den anonymisierten Wohnblocks der Metropole überzeugt hatten. Die schon in den Jahrzehnten des Vorkriegsnationalismus entstandenen militärischen Bedrohungsvorstellungen, die sich häufig in auch von offizieller Seite geförderten Spionage-Hysterien niederschlugen (das bekannteste Beispiel ist die Dreyfus-Affäre), kulminierten nun in einer regelrechten „Spionitis“. Neue Maßnahmen, etwa die Verdunkelungsanordnungen zum Schutz vor Luftangriffen, taten das ihre, diese Vorstellungen noch zu verstärken. Die Denunzierungen von Verdächtigen, an denen Männer wie Frauen beteiligt waren, hatten eine deutliche „Entlastungs“-Funktion; sie galten in der Kriegsgesellschaft auch den Zurückgebliebenen als eine Möglichkeit, an der Verteidigung der Heimat mitzuwirken.

Felix Höfflers Arbeit über die „Volksstimmung in Württemberg“ schöpft aus dem Archivmaterial der um die Stimmung in der Bevölkerung besorgten Behörden. Neben dem hier offensichtlichen Einfluß der – vermuteten – Lage der Soldaten auf die „Stimmung“ in der Heimat steht im Zentrum der Ausführungen der Stadt-Land Gegensatz, wie er sich besonders bildhaft in der aus der Kriegszeit geborenen „Hamsterei“ der Städter bzw. des ebenso verhaßten „Preiswuchers“ darstellte. Eine andere Konfliktlinie wird durch die unterschiedlichen Auswirkungen der kriegswirtschaftlichen Situation auf Mittelstand und Arbeiter gezeichnet. Im Zentrum vor allem der bäuerlichen Mißstimmung standen die Eingriffe des Staates in die landwirtschaftliche Produktion und Verteilung, die auf dem Weg oft uneinsichtiger, widerspruchsvoller, absurder Festsetzungen erfolgte. Diese, auch in manchen anderen, wirtschaftsgeschichtlich orientierten Lokalstudien der letzten Jahre hervorgehobene Miß-Bewirtschaftung, führte, das zeigt Höffler auf sehr originelle Weise, zu einer immensen Gerüchtebildung mit staatskritischer Tendenz. Nichts könnte mehr den Grad der schließlich erreichten „Delegitimierung“ der staatlichen Institutionen unter Beweis stellen, als die im „Volksmund“ kursierenden Überzeugungen von ungerechter Behandlung, was wiederum die propagierte Solidargemeinschaft der Nation im Krieg entscheidend schwächte.

Einer spezifischen Ausformung der „Heimatfront“ ist die Untersuchung von Sylvia Paletschek über die Tübinger Hochschullehrer gewidmet, die in vielfältiger Weise sowohl am „Krieg der Geister“ als auch an der Reorganisation der Universität zu Kriegszwecken beteiligt waren. Läßt man einmal die Einwirkung von mobilisierten Universitätsangehörigen auf das Universitätsleben beiseite, dann fällt vor allem auf, wie stark die Universität durch die Kriegssituation zu einer internen Reorganisation gezwungen war, die nicht ohne Auswirkungen auf die Gesamtstruktur blieb. Mit den Reformen des Hochschulwesens gingen Aktionen der Kriegssolidarität (Heuhilfe, Kinderhorte zur Entlastung der Kriegerfrauen) einher, woraus insgesamt neue Kommunikationsformen zwischen Universität und Öffentlichkeit entstanden. Der „Nationale Studentendienst“ der Tübinger Universität scheint Vorbildcharakter für eine Öffnung der intellektuellen Oberschicht – „Hinein ins Volk“ – gehabt zu haben. Weiterführend dürfte auch die Beobachtung sein, daß die Tübinger Hochschullehrer sich weitgehend dem allgemeinen (?) Trend zur propagandistischen Überhöhung des Krieges ebenso verschlossen, wie den Formulierungen exzessiver Kriegsziele. Es hat also auch so etwas gegeben wie eine „gemäßigte“ Fraktion der Hochschullehrer, eine Tatsache, die sicherlich vergleichende Untersuchungen verdient.

Den entscheidenden Teil der „Heimatfront“ machten die Frauen aus, von denen Hans-Otto Binder eine Gruppe untersucht, die nicht wie üblich als Rote-Kreuz-Helferinnen oder Metall-Sammlungs-Organisatorinnen, sondern vielmehr als Schöpferinnen von Kriegsliteratur auftraten. Abgesehen von der individuell verschiedenen dichterischen Qualität war diesen Frauen ganz überwiegend gemeinsam, daß sie „Überzeugungsarbeit“ leisten wollten, sich einreihen wollten

in die geistige Mobilmachung zur Konsolidierung der Heimatfront und zur Stärkung des Durchhaltewillens der Frontsoldaten. Ungeachtet vielleicht tatsächlich „weiblicher Perzeptionsformen“ – war in der Literatur von Frauen das Erschrecken über die Grausamkeit des Krieges stärker als in der Männerdichtung? – leisteten diese Frauen einen ebenso freiwilligen wie durchgehenden Beitrag zur Kriegspropaganda, der die dichterische Wahrheit ganz einfach untergeordnet wurde. Ob solche Art der „Liebestätigkeit“ geholfen hat, die Kriegsfront tatsächlich zu stärken, oder ob sie genau wie auch andere Propaganda lediglich der Ironie und Wut der Soldaten anheimfiel, läßt sich bislang allerdings nicht mit Sicherheit entscheiden.

## 2. Die Front als Heimat?

Den Problemen der „Kriegsfront“ und der Frage, ob und wie sich die Soldaten im verlängerten Ausnahmezustand häuslich einrichteten, wieweit also tatsächlich auch die Front zur Heimat werden konnte (bis hin zur idealisierenden Erinnerungsliteratur !), stellt sich insbesondere die Untersuchung von Aribert Reimann über die Feldpost. Reimann kann überzeugend zeigen, daß der Horizont aller soldatischen Äußerungen stets die Heimat war, daß die postalische Brücke der Front zur Heimat mittels einer zum Teil auf elaborierte Weise kodifizierten Sprache erhalten blieb. Andererseits zeichnet sich in der soldatischen Kommunikation auf Dauer eine neue Welt ab, eine tatsächliche Entfremdung, die durch „diskursives Schweigen“ unterstrichen wurde. Das soldatische Naturerlebnis, die „kriegstouristische“ Erfahrung, die Nähe der Soldaten zum Tod und die daraus erwachsenden neuen Formen von Feld-Religiosität blieben der Heimat ebenso fern wie die Kameradschafts-Erlebnisse kaum zu vermitteln waren. Insgesamt bleibt mit gutem Grunde unentschieden, ob die Heimatverbundenheit oder die „Erlebnisdifferenz“ mit der Heimat wesentlicher war. Vielleicht haben ja auch Verdoppelungseffekte stattgefunden, in Form einer Akzentuierung der Polarität von Front und Heimat. Die Front konnte selbstverständlich höchstens einigen Landsknechtsnaturen zur wirklichen Heimat werden; aber die wachsende Entfremdung blieb auch das Grunderlebnis der vielen, die sich nach Hause sehnten. Auf ironisch anmutende Weise konnte jedoch die Front tatsächlich ein Zuhause werden. Es gab – namentlich im Osten – Frontabschnitte, die vom Krieg weitgehend verschont blieben und wo das „Fronterlebnis“ vorwiegend aus angenehmem Kriegstourismus, gesellschaftlichen Ereignissen (zumal auf Offiziersseite), manchmal auch entnervender Routine und ebenso nervtötender „Faulenzerei“ bestand.

Cornelia Rauh-Kühne zeigt an einem signifikanten Einzelfall die Dimensionen und Auswirkungen dieser Front-Heimeligkeit. Auch in dem hier untersuchten Kriegstagebuch des Offiziers Hans Constantin Paulssen – des späteren Präsidenten der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände – ist die

„Heimat“ der Adressat des Erzählens, der Familie werden die Tagebuchblätter regelmäßig zugesandt. Über deren Reaktionen wissen wir zwar nichts, wohl aber, daß Paulssens Lebensweise durchaus die der gesamten Offizierskaste war. Ungeachtet aller individuellen Varianten – Paulssen scheint sich sehr patriarchalisch um die ihm anvertrauten Soldaten gekümmert und diese nicht verachtet zu haben – ist die feine Lebensform, zumal der Etappen-Offiziere, dieses unverflorene Überführen gesellschaftlicher Distinktion in den nur vorgeblich kollektiven Ausnahmezustand, der Kernpunkt des sogenannten Offiziers-Hasses der gemeinen Soldaten geworden, der im Untersuchungsbericht der Weimarer Nationalversammlung über die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs festgehalten worden ist.

Weitere Einsichten in das schichtenspezifische Kriegserlebnis der Offiziere zeigen die von Andreas Dornheim ausgewerteten über 1000 Kriegsbriefe, die Alois Fürst von Löwenstein an seine Familie schickte und die er zur Kommunikation mit anderen Familien des Hochadels vervielfältigen ließ. Klassenmäßige Gebundenheit und spezifische Verengungen seines Urteils, etwa gegenüber Bürgerlichen oder Industriearbeitern, werden durch eine offensichtliche Fähigkeit zur realistischen Darstellung auch gräßlicher Kriegswirklichkeit sowie eine Sympathie für die Leiden der einfachen Soldaten mehr als kompensiert. Diese Beschreibungen, genau wie seine kriegstouristischen Aufzeichnungen und Beobachtungen anderer „Schlachtenbummler“ geben einen tiefen Einblick in die Realität eines Fronterlebens, das sowohl Extremsituation als auch ungetrübte gemütliche Alltäglichkeit unter „seinesgleichen“ zuließ. Im Unterschied zu vielen Standesgenossen erkannte der Fürst, daß diese Verlängerung des gesellschaftlichen Normalzustandes im Feld – auch eine Form der „Front als Heimat“ – nicht allein der nationalen Einigkeit abträglich war. Seine Auffassung aber, daß einzig an der Front bewährter Adel eine Zukunft in der deutschen Nachkriegsgesellschaft haben werde, übersah die wirkliche Kluft, die sich zwischen Frontwirklichkeit und ungetrübter Kasten-Selbstherrlichkeit der Offiziere im Felde und der politisch-gesellschaftlichen Realität in der Heimat inzwischen aufgetan hatte.

Einer exklusiven Gesellschaft gehörten auch die korporierten Studenten an, deren Kriegserlebnis Ute Wiedenhoff an einem Tübinger Beispiel skizziert. Diese durch ihre Sozialisation als „Korporierte“ mental bereits seit langem auf einen kriegerisch-nationalistischen Gestus eingeschworenen Studenten scheinen „im Felde“ eine bemerkenswerte Gruppenzugehörigkeit behalten und insofern gleichsam die Heimat ins Feld hinübergezogen zu haben. Ihre Exklusivität stand zu Teilen quer zur soldatischen Frontgemeinschaft. Kampferfahrungen wie die sogenannte Feuertaufe scheinen den Ideologen und Praktikern der Mensur wohl weniger neu und entsetzlich gewesen zu sein als dem Gros der Soldaten. Wenn die Ergebnisse dieser Studie allgemeine Schlüsse zulassen, dann wohl vor allem den, daß es diesen Tübinger Korporierten in der konkreten Situation „im Felde“ auf Grund der Macht etablierter Verhaltens- und Sprechmuster möglich blieb, ihre Identität über die Extremsituation individuell und als Gruppe hinweg

zu retten. Damit aber war der Graben zwischen dem von alten Stereotypen gespeisten und abgefederten Kriegserleben zur sozialen Kriegswirklichkeit in Feld und Heimat unüberbrückbar geworden. Wie schon die adeligen Offiziere, so kehrten auch die Korporierten in eine Welt zurück, die sie nicht mehr verstanden und die ihrerseits dieser Gruppe inzwischen mehrheitlich überdrüssig geworden war.

### 3. Front und Heimat – dichotome Realitäten?

In Nikolaus Buschmanns Arbeit über Balingen und seine Soldaten tritt die Komplexität des Verhältnisses von Front und Heimat erneut zu Tage. Die Untersuchung auf der Grundlage eines Fundus von 1.200 Kriegsbriefen Balinger „Frontbürger“ zeigt den Prozeß einer Entfremdung malgré tout, die wohl sogar in dem Maße zunahm, wie sich die Organisatoren der „Heimatfront“ um besondere „Frontnähe“ bemühten und ein ganzes Instrumentarium an öffentlichen Gesten entwickelten, um das „Verschmelzen von Frontsoldaten und Daheimgebliebenen zu einer symbolischen Gemeinschaftsfront“ sicherzustellen. Die regelrechte Inszenierung von „Liebesgabenaktionen“ und die stete Instrumentalisierung des Kriegserlebnisses führte auf seiten der tatsächlichen sogenannten Frontbürger zu einer mehr oder weniger bewußten Trotzreaktion der Distanzierung. Ihnen, denen stets die Heimat der Fluchtpunkt ihres Denkens und Hoffens blieb, war gleichwohl daran gelegen, den ideologischen Nebel eines auf radikalem Nicht-Verstehen basierenden und auch administrativ oktroyierten „Gemeinschaftsgefühls“ zu durchstoßen und die Zurückgebliebenen auf das wirkliche Kriegserlebnis, auf Angst und Tod, Durst und Frieren, aufmerksam zu machen. Aber die Probleme der Vermittlung des wirklichen Kriegserlebens an eine absichtsvoll inszenierte Heimatöffentlichkeit erwiesen sich als unüberwindbar, wozu auch hier die objektive Unmöglichkeit kam, das „Felderlebnis“ überhaupt noch in Worte zu fassen. Übrig blieb die radikale Trivialisierung, die einen Modus unechter Gemeinsamkeit darstellte, die zugleich aber ein gemeinsames Bedürfnis von Frontbürgern und Daheimgebliebenen widerspiegelte, den wahren Krieg aus der Erinnerung zu tilgen, um mit sinnhafter „Kriegserinnerung“ das normale Nachkriegsleben weiterführen zu können.

Anne Lipps Arbeit über den Blick der Schützengraben- und Armee-Zeitungen auf die Heimat verweist auf eine weitere Komplexität der Beziehung. Konkret konnte „Heimat“ vielerlei bedeuten, insbesondere aber ist zu unterscheiden zwischen der Familie einerseits und dem weiten Kreis der „Daheimgebliebenen“ andererseits. Dieser Begriff konnte „Drückeberger“ und „Kriegsgewinnler“ genauso bezeichnen wie darbende Angehörige und streikende Munitionsarbeiter. Die Verbundenheit mit den Angehörigen, die briefliche Kommunikation, war ein Elixier des täglichen Soldatenlebens, ein wahrer Fluchtpunkt soldatischer Existenz. Die Kommunikation war so vielfältig, die beiderseitigen Existenzprobleme

diskursiv derart stark aufeinander bezogen, daß hier von einem „Auseinandertreten“ der Lebenswelten keine Rede sein kann. Der kritische Blick der Soldaten auf die „Männer daheim“ hingegen signalisiert eine zunehmende Distanz zwischen den jeweiligen Lebens- und Vorstellungswelten: Die Annexionslust der Biertischstrategen nahm, wie ein Soldat es ausdrückte, „im Quadrat der Entfernung von der Front zu“. Insgesamt stand die Vielfältigkeit der Front-Heimat-Beziehung in einem krassen Gegensatz zu den reduktionistischen und politisch aufgeladenen Entfremdungs-Stereotypen der Nachkriegszeit. Wenn es also tatsächlich, wie Anne Lipp zeigt, zu einem „Auseinandertreten zwischen Erfahrungs- und Wirkungsgeschichte des Ersten Weltkriegs“ kam, zu einer Mythisierung soldatischer Existenz genauso wie zu einer antizivilistischen Verabsolutierung des Felderlebnisses, so waren für diese Entwicklungen andere Dinge verantwortlich als die realen Kriegserfahrungen.

Die Beiträge dieser Sektion erlauben insgesamt sicher noch kein zusammenfassendes Urteil über die Dimensionen des Kriegserlebens an der Front und in der Heimat. Sie bieten aber jeder für sich sowie zusammengenommen eine Fülle von neuen und zum Teil ganz überraschenden Informationen zu diesen beiden Seiten des Ersten Weltkriegs. Wichtig erscheint mir insbesondere die in nahezu allen Beiträgen zu findende Beobachtung, wie die auseinanderdriftenden Erlebniswelten von „Feld“ und „Heimat“ gleichwohl strikt aufeinander bezogen blieben. Ob dadurch wirklich die Brücke zwischen Front und Heimat erhalten blieb, oder ob die Unvereinbarkeit der jeweiligen Kriegserfahrungen eine neue Fremdheit schuf, darüber läßt sich kein generalisierendes Urteil fällen – was sicherlich auch ein deutlicher Fortschritt der Forschung ist.